

A photograph of three men on a boat, oriented vertically. The man at the top is wearing sunglasses and a dark shirt, looking down. The man in the middle is wearing a suit and tie, looking forward. The man at the bottom is wearing a plaid jacket and glasses, looking down. The background is a body of water with a sunset or sunrise sky.

Olivia
Laing

Buch der
Träume

Roman

Insel



Olivia Laing

Buch der Träume

Roman

Aus dem Englischen von
Thomas Mohr

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel *The Silver Book*
bei Hamish Hamilton, Penguin Random House UK, London.

Foto auf S. 259: Pasolinis Begräbnis auf der Piazza Campo de' Fiori
in Rom, 1975 © De Bellis Historical Archive / Fotogramma.

Erste Auflage 2026

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag

Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2026

© der Originalausgabe Olivia Laing, 2025

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Lübbeke, Naumann, Thoben, Köln,
unter Verwendung des Originalumschlags von Penguin Random House,

Umschlagfoto: Federico Fellini (Mitte) und Danilo Donati (oben),

© Danilo Donati Archive / Tower Gallery, Todi, Italien;

Max Graphics / Getty Images (Hintergrund)

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64626-6

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

Danilo Donati
und dem Gedenken an Gary Indiana

»Sich zu erfinden ist ein Auswuchs der Moderne.
Ich bin alles und nichts. Ich bin, was ich erfinde.«

Federico Fellini, *Ich bin ein großer Lügner*

1. AKT

ARGENTO

Er ist gerade auf dem Heimweg von der Tate, hat den Kopf voller Bilder und genießt die Weite des Nachmittags. Ein köstlicher Hauch von Herbst liegt in der Luft, ein Gefühl, wie wenn man beim Schwimmen auf eine kühle Stelle trifft. Er trabt über die Horseferry Road, schlängelt sich zwischen Bussen hindurch und springt auf den Gehsteig. Vor dem Kiosk steht ein Zeitungsständer. Er muss das Foto aus dem Augenwinkel gesehen haben und wendet rasch den Kopf, um die Schlagzeile zu lesen. Die Übelkeit befällt ihn derart heftig, dass er sich zusammenkrümmt. Das lag nicht in seiner Absicht, so hatte er sich das nicht vorgestellt. Er zwingt sich in die Senkrechte zurück. Er muss seine ganze Selbstbeherrschung aufbringen, um lässig die Tufton Street entlangzuschlendern, den Schlüssel in der zweiflügeligen Haustür umzudrehen, in den Fahrstuhl zu steigen. Niemand sieht ihn.

Zunächst einmal muss er hier weg. Er muss seine Spuren verwischen, die Stellung räumen, bevor jemand kommt. Er sieht sich im Zimmer um, dem Spiegelzimmer, das er von Anfang an gehasst hat. Hier gibt es so gut wie nichts, das ihm gehört. Im Schlafzimmer packt er seine Klamotten in eine Tasche, nimmt das dicke Bündel Zwanziger aus der Kommode und steckt es ein. Seine Bücher lässt er zurück, kein Name auf der ersten Seite. Bloß kein unnötiger Ballast.

Er muss London verlassen. Das ist das Wichtigste. Oder soll er England insgesamt den Rücken kehren? Sich möglichen Fragen und Spekulationen entziehen.

Es hat angefangen zu regnen, dicke Tropfen zernarben das Glas. Er geht die Logistik durch. Mit dem Fährzug nach Paris, von dort aus steht ihm ganz Europa offen. Die Gedanken schwimmen ihm davon, zurück zu dem Foto von Alans sanftem, nüchternem Gesicht. Diesmal bohrt er die Fingernägel in den Daumen, bis der Schwindel vorüber ist. Er nimmt seinen Regenmantel, leert den Tascheninhalt auf das Bett. Reisepass, Taschentuch, Skizzenbuch, Bleistift. Seine eigenen Zahnabdrücke erfüllen ihn mit Ekel. Es ist der 17. September 1974, er ist zweiundzwanzig Jahre alt und hat sein erstes Leben bereits ausgelöscht.

Er hat den Mantel zugeknöpft, er hat die Tür abgeschlossen. Einen Moment lang verwirrt ihn der Schlüssel. Er geht eilig zum Fluss. Jetzt regnet es richtig. Gut. Wenn es regnet, halten die Leute den Kopf gesenkt. Er steht am Embankment und lässt den Schlüssel aus der Hand in den Fluss hinunterfallen. Er stellt sich vor, wie er durch die aufgewühlten Fluten auf den Grund sinkt, zwischen römischen Münzen und Stecknadeln landet, auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Aber was währt schon ewig? Dann macht er sich auf den Weg zum Bahnhof. Angestellte und Beamte mit knurrendem Magen, auf dem Weg nach Hampshire oder Sussex, die Bahnhofshalle ein Meer von nassen braunen Regenmänteln und Melonen. Unter anderen Umständen könnte er hier in ganz andere Schwierigkeiten geraten. Er schwitzt. Er geht die Treppe hinunter zur Herrentoilette, betritt eine Kabine und tupft sich mit einem Bündel Papierhandtücher die Achselhöhlen trocken. Im Spiegel ist sein Gesicht wachsweiß, sein Haar karottenrot. Mach hin, Gerald, hört er einen Mann sagen, worauf ein anderer lacht. Er sieht sich ins Gesicht, verwandelt sich wie auf Knopfdruck in einen Verführer, mit großen Augen, und schaltet sich dann wieder aus. Er ist ein gutes Gespenst, geübt in der Kunst, sich unsichtbar zu machen, zum Objekt zu werden, über das die Blicke hinweggleiten. Manchmal ist das durchaus nützlich, aber immer öfter fragt er sich, was wohl passieren würde, wenn er die Umkehr vergäße, den Sprung in die Lesbarkeit, der ihn der Welt zurückbringt.

Wieder in der Bahnhofshalle, bleibt er unter der Abfahrtstafel stehen. Es fahren Züge in Städte, in denen er noch nie gewesen ist. Belgrad, Athen, Salzburg. Split, Wien. Der *Night Ferry* nach Paris geht um neun. Er löst eine Fahrkarte und setzt sich dorthin, wo er den Zeitungsverkäufer, der lauthals seine Waren anpreist, kaum noch hört.

3

Es ist nicht leicht, auf dem Schiff zu schlafen, unbequem zusammengerollt auf einem Stuhl. Er weiß nicht, wohin mit seinen Füßen, riecht Erbrochenes und Diesel, und als er die Augen schließt, hat er das beunruhigende Gefühl, dass sich unter ihm eine unsichtbare neue Dimension aufgetan hat, begleitet vom Klirren der Ketten, mit denen die Autos auf dem Deck festgezurrst sind. Er flüchtet sich in Pläne. Er will nicht in Frankreich bleiben. Am Gare du Nord wird er einen Zug nehmen, der ihn über die Grenze bis nach Venedig bringt.

Er war noch nie in Venedig, hat dort auf keiner seiner beiden Italienreisen als Kunststudent Station gemacht. Er kennt Florenz, Arezzo, Rom, Pompeji. Letztes Jahr, zu Halloween, war er mit Alan im Kino und hat sich *Wenn die Gondeln Trauer tragen* angesehen. Sie fanden den Film zum Schießen und hatten in den Schlussminuten, die anmuteten wie aus einem Hammer-Horrorfilm, so sehr gelacht, dass man ihnen sagte, sie sollten nie wiederkommen. Aber das Bild von wasserumspülten bröckelnden Gemäuern ist ihm geblieben und erscheint ihm inzwischen geradezu einladend, sympathisch. Er könnte sich Kirchen und Gemälde ansehen, sich in den blauen und goldenen Wassern des Quattrocento versenken. Wie jeder weiß, ist Venedig die Stadt, in der man sich völlig auflöst, aus der man entweder verändert wieder auftaucht – oder gar nicht.

Seine Papiere sind in Ordnung. Er hat den Ärmelkanal über- und die Alpen durchquert, hin- und hergeworfen vom holprigen Rhythmus der Waggon. Er hat ein widerliches Sandwich gegessen, mit dem Finger darauf gezeigt, weil er keine Lust hatte, sein Französisch auszuprobieren. Er findet es immens befriedigend, wenn Italienisch zur vorherrschenden Sprache wird. Er murmelt mitgehörte Wörter, versucht in den Rhythmus zurückzufinden, seine Zunge geschmeidiger zu machen. Er merkt, dass der Schreck von gestern allmählich in Hochstimmung umschlägt. Er ist London entkommen, hat sich aus der Falle der letzten Monate befreit. Nichts wurde schriftlich festgehalten, nichts verbindet ihn mit dem, was dort geschehen ist. Er hat nicht gewollt, dass es so kommt, kann also kaum dafür verantwortlich gemacht werden. Die Sache mit Alan hängt in der Schwebe, unauflöslich.

Der Zug ruckelt durch ein Schachbrettmuster aus braunen und fahlgrauen Feldern, die Ränder der Gräben von Weiden unterbrochen. Erst fahren sie über festen Boden und dann plötzlich über Wasser, rauchblaues Wasser, über dem die Fata Morgana einer Stadt flirrt, die ihr so ähnlich sieht, dass er sich im ersten Augenblick betrogen fühlt.

Der Bahnhof ist erstaunlich schmutzig und verwahrlost. Ein Junge in fleckigen Jeans döst auf der Treppe. Ein paar alte Hip-pies rütteln ihn wach. Hey Mann. Er zwängt sich zwischen ihnen hindurch und befreit sich aus ihren Tentakeln. Die Luft ist wie ein schmutziges, warmes Bad. Er muss sich einen Platz

zum Schlafen suchen, aber zuerst, das Bedürfnis ist fast körperlich, muss er sich einen Platz suchen, wo er sich hinsetzen und zeichnen kann.

Hier sieht Danilo ihn das erste Mal, wie er auf der Treppe gegenüber von San Vidal kauert, an der Ecke des Campo Santo Stefano. Er sieht aus wie Vivaldi, der venezianische Priester, mit seiner blassen Haut und dem flammenden Haar. Er sieht aus wie ein Renaissance-Engel, obwohl er offensichtlich Engländer ist. Zu seinem Missfallen ist Danilos erster Gedanke, wie sehr Federico dieses bleiche Gesicht lieben würde. Es ärgert ihn, dass Federicos Vorlieben ihm so tief eingeschrieben sind, dass er sich ihrer bewusst ist, bevor er seine eigenen, eher subkutanen Reaktionen entdecken kann. Gestern Abend hat er eine verdorbene Muschel erwischt. Als er sich übergab, was selten vorkommt, wurde ihm bewusst, dass sein Körper die Gelegenheit dazu genutzt hatte, sich zu reinigen, und dass das, was er da erbrach, Federico war. Scheiß auf Fellini. Scheiß auf sein groteskes Unmaß, scheiß auf seine alles beschmutzenden Zeichnungen. Danilo ist nach Venedig gekommen, um beleidigt zu sein, nach allen Regeln der Kunst. Das Projekt ist gestorben, gestrichen, aber wo er schon einmal hier ist, wird er vielleicht ein wenig für sich selbst zeichnen.

Und genau das tut der Junge just in diesem Augenblick. Er hat ein Skizzenbuch in der rechten Hand, und mit der linken wirft er das Gebäude aufs Papier. Es gibt schönere Kirchen, sagt Danilo. Drinnen ist es besser. Es ist Messe, sagt der Junge. Seine Hand bewegt sich ohne Unterlass.

Er braucht nicht noch jemanden, der tut, was er sehr gut selbst erledigen kann. Besser, am besten. Als er so alt war wie dieser

Junge, hatte er bereits sämtliche Gebäude in Florenz gezeichnet und gelernt, die Fresken, die sie schmückten, präzise zu reproduzieren. Er geht, ohne sich zu verabschieden. Der Junge blickt nicht auf.

Im Café bestellt Danilo einen Kaffee und steht grübelnd am Tresen. Hohe Ansprüche bringen ihn nicht aus der Fassung, ebenso wenig wie der Auftrag, Unmögliches zu leisten. Das ist schließlich sein Job. Was er hasst, was er nicht ertragen kann, ist Einmischung. Den ganzen Sommer über hat er in Rom, wie ihm jetzt scheint, gelitten, hat er das 18. Jahrhundert förmlich aus der Luft gezaubert. Jeder Palast, jedes Bankett, jedes Cembalo, jede Perücke jedes Dieners, jedes Mieder, jedes Dach, jede Uhr; ja selbst die Adria muss zuerst von ihm imaginiert werden. Jeder Gegenstand ist ein formales Problem, das nur er lösen kann. Er schafft authentische Illusionen. Er kann ein römisches Mosaik aus Lutschbonbons herstellen, na sicher, kein Problem, oder in nicht einmal drei Tagen einen lebensgroßen Wal, und wenn er einen Bauern aus dem Mittelalter einzukleiden hat, spinnt, webt und färbt er zunächst den Stoff für dessen Umhang, dessen Mütze und sogar dessen Unterwäsche, nach exakten zeitgenössischen Anleitungen und Rezepturen. Sein Soldat bei der Kreuzigung stammt direkt aus einem Piero della Francesca, er haucht Bruegel'schen Wimmel szenen brodelndes physisches Leben ein. Er weiß, wann er sich an die historischen Vorlagen zu halten hat und wann er in Anachronismen schwelgen darf. Im August, wenn jeder Römer, der etwas auf sich hält, die Stadt verlässt, ist er zurückgeblieben und hat die Rezepte für die Farbstoffe ausgetüftelt, die er für 3000 Kostüme verwenden wird, jedes Einzelne von ihnen handgeschneidert. Bottiche voller Zwiebschalen und Ringel-